Der gelbe Drache [Fortsetzung]

Autor(en): **Mills, Arthur**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **1 (1925)**

Heft 11

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-833611

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DER GELBE DRACHE

11 ROMAN VON ARTHUR MILLS / AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERTRAGEN VON MARTIN PROSKAUER

Neu eintretende Abonnenten erhalten den erschienenen Teil des Romans gegen Portovergütung nachgeliefert.

Billy, Eustace und James waren auf dem Weg nach Formosa am Nachmittag in Schanghai angekommen. Beim Anlandgehen war eine Schwierigkeit entstanden, da sich eine Rechnung in der Bar als noch nicht bezahlt herausstellte. Nach einer Besprechung war James als Pfand beim Gepäck zurückgelassen worden, und Billy und Eustace hatten sich an Land begeben, um Hilfe zu schaffen.

Im Verlauf einer Rummeltour war der eigentliche Beweggrund vergessen worden, und als sie um ein Uhr nachts im Pekoe-Kabarett landeten, hatten sie auch den Kameraden an Bord des Schiffes vergessen.

Sie standen in der Tür, die Arme untergehakt, die Tropenhelme schief auf den Köpfen und krähten ihren Lieblings-Schlachtgesang:

«When Englang needs
The men she breeds,
When dooty's to be done ...»

Sie sangen zweistimmig, gaben unaufgefordert ein da capo und wollten gerade weitersingen, als plötzlich Eustace den Mund zumachte, nach Luft schnappte und Billy in den Arm kniff.

«Heilige Tante! Da sitzt Pend!»

Und wirklich saß dort Kapitän Pend allein an einem Tisch und betrachtete die beiden geräuschvollen Leutnants mißfällig.

«Lieber guter Pend,» sagte Billy, «hat wohl seine Reise unterbrochen wie wir? Nette Stadt Schanghai. Sieh mal! Ist das Mädchen dort nicht die Freundin von James? Wie kommt die hierher, wollen sie mal ansprechen!»

«Da sitzt ein fremder Matrose bei ihr, die können das nicht leiden, wenn man mit ihren Damen spricht.»

Aber Billy war ganz aus der Fassung, er riß sich von Eustace los und ging zu dem Tisch, wo Jasmine mit dem Italiener saß, begrüßte sie herzlich und ließ sich in den freien Stuhl fallen, ohne eingeladen zu sein. Den Italiener schien er überhaupt nicht zu bemerken.

Der Matrose stierte ihn wütend an. Spanier, Brasilier, Portugiesen, Japaner, Männer aller Nationen sahen den Zwischenfall und paßten auf. Sich mit einem Seemann in einem Hafen einzulassen, ist niemals klug, und in einem Lokal wie dem Pekoe-Kabarett ist es sogar gefährlich.

Hätte Jasmine sich besser gefühlt, so hätte sie einen Ausweg aus der Lage gesucht. An diesem Abend war ihr alles gleich.

«Wollen tanzen», sagte Billy.

Sie stand auf und ließ den Matrosen mit dem bestellten Wein allein. Ein paar Augenblicke saß der Seemann unbeweglich da und beobachtete das Paar. Langsam stand er auf und schob sich in die Mitte des Tanzbodens. Alle Köpfe drehten sich ihm zu. Der Spaß schien loszugehen. Eustace sah von der anderen Seite des Saales ängstlich hin. Er, Billy und Pend waren die einzigen Engländer im Lokal. Eustace ging zu Pend.

Die Anwesenheit dieses großen und kräftigen Kameraden, den er sonst nicht leiden mochte, gab ihm ein beruhigendes Gefühl.

«Mir scheint, dort wird es gleich Krach geben.»

«Sieht so aus», sagte Pend. «Wer heißt den Narren, einem betrunkenen Matrosen das Mädchen wegzunehmen?»

Und in diesem Augenblick fuhr Pend hoch, sprang mit einem Satz auf die Tanzfläche und gab dem Italiener mit voller Wucht einen Schlag zwischen die Augen. Der Seemann knickte wie ein abgesägter Baum zusammen, und aus seiner kraftlosen Hand fiel ein Messer.

In diesem Augenblick ging der Tumult wie eine Hölle los. Die ausländischen Seeleute hielten zusammen, wie sie es immer bei Prügeleien in asiatischen Häfen tun, und die Engländer standen mit dem Rücken gegen die Wand.

Um sie drängte sich die Menge schreiend und schwatzend.

Pend ragte mit seinen riesigen Schultern aus dem Gedränge heraus.

«Halten Sie sich an mich,» sagte er ruhig zu Eustace und Billy, «und wenn sie ankommen, schmeißt ihnen Stühle, Flaschen, was ihr erwischt, an den Kopf und springt zur Tür.»

Damit nahm Pend eine Flasche vom nächsten Tisch in die Hand.

«Wenn einer von euch Hunden rankommt, schlage ich ihn tot», rief er.

«Stellen Sie die Flasche weg», rief Melota ärgerlich.

Statt dessen warf Pend die Flasche über die Schultern, so daß sie mitten in der Musikkapelle aufschlug und zerbrach. Der Anblick der Flasche, die zwischen seinen teuer bezahlten Musikinstrumenten zersplittert war, war zuviel für Melota. Er stürzte auf Pend zu, die rechte Hand gesenkt, aus der eine Messerspitze aufblitzte. Pend erwartete ihn ruhig.

Melota glaubte, daß er sich, wie die Engländer es stets tun, mit den Fäusten verteidigen würde; dann wäre es leicht für ihn gewesen, denn kein Faustkämpfer hat Aussicht gegen einen erfahrenen Messerfechter. Die anderen lauerten. Sie hatten schon mehr als einen Engländer auf diese Art sein Leben verlieren sehen.

«Paßt auf und lauft», sagte Pend zu den beiden Kameraden. Melota bückte sich und sprang, bog den Kopf zur Seite, um den erwarteten links-

Aus dem Leben in Japan
Ein Händler auf dem Sumida-Fluß in Tokio

händigen Boxhieb zu vermeiden, und stieß mit dem Messer nach Pends Leib. Aber es erfolgte kein Faustschlag, nur ein Stiefel, von einem in manchem Fußball bewährten Bein gestoßen, schlug gegen die ausgestreckte Faust, und das Messer flog in hohem Bogen davon.

Im nächsten Augenblick fühlte sich Melota an Hals und Gürtel gepackt und wie eine Gerte über Pends Knie gebogen. Er stieß einen halberstickten Schrei aus, dann hob ihn Pend über den Kopf und warf ihn dann den Anstürmenden entgegen.

«Nun müssen wir rennen», rief er Eustace und Billy zu, die dicht hinter Melota ein paar Stühle in die Angreifer gefeuert hatten.

In der allgemeinen Verwirrung erreichten sie sicher die Tür, sprangen die Stufen hinunter und auf die Straße. Beim Laufen drehten sie sich nicht um, sonst hätten sie gesehen, wie drei Chinesen eine Frau packten, ihr grob ein Taschentuch um den Mund banden und sie durch eine kleine Seitentreppe fortschleppten.

Und in dem allgemeinen Trubel und Lärm lag der Besitzer des Kabarett Pekoe mit gebrochenem Rückgrat wie eine Ratte auf dem Fußboden.

Kapitel 16.

Wie waren die drei nach Schanghai gekommen? Ihr Sieg beim Rennen hatte ihnen etwas Geld verschafft, das für das Rundreisebillett auf dem Dampfer genügte. De Voiza hatte ihnen versprochen, ihnen, wenn sie nach Schanghai kämen, ein System mitzuteilen, durch das sie so viel Geld machen könnten, wie sie wollten; aber Einzelheiten hatte er nicht gesagt.

Da alle drei großes Vertrauen in den kleinen Mann setzten, fuhren sie vergnügt mit der «Hitachi Maru» ab, obgleich sie wußten, daß sie in Schanghai kein Geld für ein Nachtquartier in der Tasche haben würden.

In der Dämmerung kamen sie an der Mündung des Yangtse an. Der große, gelbe Fluß, den die untergehende Sonne erleuchtete, sah wie ein Goldstrom aus, als er durch die grünen Felder in die See floß.

James lehnte sich über die Reling und genoß die Schönheit der Landschaft. Aus der Kabine, in der Billy und Eustace saßen, kam Geräusch.

«Macht schnell, Jungens», rief James durch das Bullauge, «wir sind in zwanzig Minuten da.»

«Verzeihung, mein Herr,» sprach ihn da der Steward aus dem Rauchsalon an, «ich möchte bitten, daß einer der Herren die Rechnung bezahlt. Der Kassierer muß die Bücher abschließen, bevor die Passagiere an Land gehen.»

James sah die Rechnung an, prüfte sie; sie lautete über siebzig Dollar, hauptsächlich für Getränke, die Billy und Eustace bestellt hatten. Er wußte, daß alle drei zusammen keine siebzig Dollar in der Tasche hatten. Er zeigte auf die Kabine.

«Fragen Sie die Herren.»

Der Steward klopfte an die Tür und trat ein. Gleich darauf erschien Billy, nahm James vertraulich unter den Arm und ging mit ihm auf dem Deck entlang.

«Was machen wir jetzt, Kamerad? Der Knabe sagt, daß sie unser Gepäck nicht runterlassen, bevor die Schiffsrechnung bezahlt ist.»

«Mich darfst du nicht fragen,» sagte James verzweifelt, «wer zum Teufel heißt euch, so viel zu trinken, wenn ihr nicht bezahlen könnt!»

«Ich wußte doch nicht, daß es soviel war», sagte Billy. «Aber jedenfalls muß etwas geschehen.»

Inzwischen hatte das Schiff Anker geworfen und war schon von den Sampans umschwärmt. Eustace trat zu den anderen.

«Dieser Kellner ist ein ganz unzugänglicher Bursche. Wir müssen an Land gehen und unsern Krempel hier lassen und sehen, ob wir nicht einen Scheck einlösen können.»

«Wo willst du denn das tun?» fragte James.

Billy zeigte auf ein großes Gebäude, das am Bund stand, und von dessen Front goldene Buchstaben blitzten: «Astor House Hotel.»

«Die honorieren unsern Scheck sofort, wenn wir ein Zimmer mieten und sagen, daß wir eine Woche bleiben.»

Eustace machte ein zweifelndes Gesicht.

«Ja, ob wir Zimmer kriegen, wenn wir ohne Gepäck kommen?»

«Donnerwetter, daran hatte ich nicht gedacht. Dann bleibt nur eine Lösung! Zwei gehen an Land, und einer bleibt hier.»

James war damit einverstanden, und Eustace und Billy gingen auf die Reise.

Zuerst versuchten sie es in der Hongkong- und Schanghai-Bank.

«Ueberlaß mir das», sagte Billy, als sie das Gebäude betraten. Er spazierte zu dem Pult des Kassierers und forderte ein Scheckformular.

«Haben Sie ein Guthaben bei uns?» fragte der Bankbeamte.

Billy sah den Mann an, als ob die Frage eine Beleidigung sei, und erwiderte, er hätte im Hauptgeschäft in Hongkong ein Konto.

«Darf ich um den Namen bitten?»

Billy nahm sein Zigarettenetui heraus und förderte daraus eine Visitenkarte zutage. Das Stückchen Papier sah mit verbogenen Ecken und einigen Flecken wenig vertrauenerweckend aus. Mit verwaschenen Farben in einer chinesischen Druckerei hergestellt, lautete es:

«Mr. William FRASER
The Westshire Regiment.»

Der Kassierer nahm die Karte, sah sie zweifelnd an und betrachtete dann Billy in seinem schäbigen Anzug mit Socken, die gerade über die Knöchel reichten — eine Tatsache, die augenfällig war, wenn er ging oder sich hinsetzte. Schließlich bat er Billy, mit in das Bureau des Direktors zu kommen.

«Warum?» fragte Billy mißtrauisch.

Der Kassierer antwortete, daß der Direktor persönlich die Kunden sprechen möchte, die einen Vorschuß wünschen.

«Wer redet von einem Vorschuß? Ich will einen Scheck einkassieren.»

Eustace blickte Billy bewundernd an.

«Das wollen viele», antwortete der Kassierer.

«Ich habe — ich kann mich doch mit Ihnen nicht den ganzen Tag 'rumzanken», sagte Billy, drehte sich um und verließ die Bank.

Auf der Straße stritt Eustace mit ihm. Warum er nicht einfach mit zum Direktor gegangen war.

«Hat keinen Zweck,» sagte Billy, «die hätten nach Hongkong telegraphiert und das hätte die Sache noch schlimmer gemacht. Wir wollen es jetzt im Astor-Hotel versuchen.»

Sie gingen durch den Haupteingang des Hotels und betraten den Empfangsraum. Tische und Stühle standen dort unter Palmen, und an der Seite waren die Bureaus. Chinesische Kellner in langen weißen Röcken, und Hotelbedienstete in goldbordierten Uniformen standen herum. Das ganze Haus machte den Eindruck luxuriösen Wohlbehagens.

Billy setzte sich an einen Tisch und winkte einem Kellner, von dem er sich Whisky, Sodawasser und Zigarren bringen ließ.

«Wir wollen gar nicht so eilig tun,» sagte er, behaglich eine Zigarre anzündend, «von dem Gepäck werde ich sprechen, wenn wir gehen wollen. Borg' mir doch mal etwas Kleingeld, damit ich es dem Kellner geben kann.»

Eustace holte einige kleine Münzen aus der Tasche. Sein Mißbehagen wuchs in demselben Maße wie Billys Optimismus. Aber seine Augen leuchteten auf, als der Kellner das Getränk brachte. Billy gab dem Mann ein Trinkgeld und entfaltete eine Zeitung.

«Danke sehr, mein Herr,» sagte der Kellner und steckte das Geld ein. «Getränke und Zigarren machen fünf Dollar.»

Billy sah fragend Eustace an. Eustace steckte die Hände in die leeren Taschen.

»Du hast den Sarg bestellt, nun kannst du das Begräbnis veranstalten.»

Billy schien so eifrig in seine Lektüre vertieft, daß er den Kellner gar nicht zu bemerken schien, der noch höflich dastand, das Tablett in der Hand. Dann blickte er auf.

«Nanu — habe ich noch nicht bezahlt?»

«Nein, mein Herr.»

Billy griff in die Tasche und sah Eustace an, der ihm einen eiskalten Blick zurücksandte.

(Fortsetzung Seite 10.)

Fortsetzung von Seite 7.)

«Ach, lassen Sie es auf Rechnung schreiben.»

«Jawohl, mein Herr. Welche Zimmernummer?»

«Herrjeh, wir haben ja noch nicht mal unsere Zimmer bestellt, Eustace. Sagen Sie dem Manager, ich möchte ihn einen Moment sprechen.»

Der Geschäftsführer erschien. Seine Augen zuckten zweifelnd über Billy, erhellten sich aber wieder an Eustaces Erscheinung.

«Wir brauchen drei Zimmer mit Badezimmer», sagte Billy.

«Jawohl, mein Herr, wie lange werden Sie bleiben?»

«Ich weiß nicht; wenn es uns gefällt, bleiben wir eine ganze Weile.»

«Ich kann Ihnen einige hübsche Zimmer im ersten Stock geben», sagte der Geschäftsführer. «Seine Hoheit Prinz Charles hat sie bewohnt, als er vorigen Monat hier war.»

«Sehr schön; ich will sie mal ansehen.»

Billy kam von der Besichtigung zurück.

«Ein bißchen dunkel, aber es genügt. Was kosten sie?»

«Die drei Zimmer fünfzig Dollar pro Tag.»

«Gut. Hören Sie mal zu. Wir gehen jetzt noch ein bißchen spazieren. Lassen Sie doch unser Gepäck holen; es ist noch auf der «Hitachi Maru.» Ein Kamerad von uns ist auch noch an Bord; ich schicke ihm einen Zettel mit.»

«Sehr gern, mein Herr.»

«Ja — was ich noch sagen wollte. Sagen Sie doch dem Mann, der das Gepäck holt, daß noch eine kleine Rechnung auf dem Schiff zu bezahlen ist, und schreiben Sie es hier auf unser Konto. Wir gehen gleich zur Bank; zum Essen sind wir wieder da.»

Als sie auf der Straße waren, gratulierte Eustace Billy.

«Aber wir wollen nicht zu nahe an die Bank gehen,» sagte er.

«Sehr richtig, mein Sohn», stimmte Billy zu. «Jetzt gehen wir in den Klub; wenn wir uns dort beim Sekretär melden, werden wir sofort Mitglieder und können Essen und Trinken anschreiben lassen. Puh! Das war aber eine heiße Sache. Wir wollen lieber vom Hotel wegbleiben, bis James mit dem Gepäck sicher dort ist. Vielleicht ist es besser, wenn der Manager uns nicht zu viel sieht.»

Und sie befolgten ihren Plan, sich dem Hotel fernzuhalten, so eindringlich, daß sie um ein Uhr in der Nacht auf der Schwelle des Pekoe-Kabarettes standen, wo sie ohne Pend ihr junges Leben beschlossen hätten.

Kapitel 17.

Es war elf Uhr, als ein kalter, nasser Schwamm, der fest auf Billys Gesicht gedrückt wurde, ihn aus seinem Schlaf erweckte.

«Halloh! Wie bin ich denn hierher gekommen?» fragte er, als er Eustace und James an seinem Bett stehen sah.

«Pend hat uns nach Hause gebracht,» sagte Eustace, «und nach dem, was er uns erzählte, war es unser Glück, daß wir ihn getroffen haben.»

«Pend?» rief James. «Ich denke, der ist in Japan.»

«Na, zunächst ist er mal hier. Wir haben ihn heute nacht in einem ekelhaften Tanzlokal getroffen. Aber zu unserem Glück. — Hast du gesehen, wie er dem Kerl das Messer aus der Hand getreten hat?»

Billy zwinkerte hilflos.

«Uebrigens, James, dein Mädchen ist hier; das war auch in dem Tanzlokal.»

«Jasmine?» rief James erregt. «Sie hat mir doch gar nichts davon gesagt.»

«Hört mal zu,» sagte Billy, «hat einer von euch den Vicomte gesehen?»

«Ja, der sitzt unten im Hotel», sagte James. «Ich habe mit ihm gefrühstückt. Er sagt, daß der Plan, wie wir alle Geld verdienen können, fertig sei und bloß auf euch wartet. Los, Billy, steh auf und zieh dich an. Es ist ein schöner Zug von euch, mich den ganzen Tag auf dem Schiff sitzen zu lassen.»

Billy sah James vorwurfsvoll an.

«Wenn ich nicht gewesen wäre, säßest du noch auf dem Deck, statt im besten Zimmer im besten Hotel in Schanghai, und die Schiffsrechnung bezahlt und Kredit für eine Woche!»

Dann gingen die drei Leutnants in die Hotelhalle, wo der Vicomte auf sie wartete.

«Da seid ihr ja.» Der Vicomte schüttelte ringsum die Hände. «Ich habe einen kleinen Plan, der erörtert werden muß. Wir wollen uns in eine ruhige Ecke setzen, und dann kann ich loslegen.»

Sie gingen in die Bar und setzten sich um einen Tisch. Der Vicomte begann:

«Morgen wird es hier ein bißchen Staub geben, so eine Art kleine Revolution. Seit Monaten hat es schon gedroht; die Kantonesen haben die Regierung in Peking satt. Einige Tausend sind schon vom Lande unterwegs. Sie wollen das Arsenal überrennen, das eine Meile außerhalb der Stadt liegt, wo die Regierung Waffen und Munition aufhebt; dann wollen sie die Woosung Forts stürmen, die an der Flußmündung liegen. Die Südleute haben als Führer einen Kerl namens Chen Chi Mei, so eine Art chinesischer Feldmarschall, der in Ungnade gefallen ist; aber ein ganz tüchtiger Kerl. Ich habe vor ein paar Jahren etwas für ihn erledigt, und er hat gut bezahlt. Er will auch jetzt gut zahlen.»

«Wofür?» fragte James.

«Für zwei oder drei englische Offiziere, die seine Truppen einexerzieren, ihnen die Bedienung des Maschinengewehrs beibringen und so weiter.»

Die drei Leutnants starrten den Vicomte und dann sich gegenseitig an.

De Voiza sprach in solchem selbstverständlichen Ton, daß sie kaum glauben konnten, was er sagte. Billy war der erste, den Vorschlag anzunehmen.

«Heilige Tante! Was werden wir denn da? Mindestens doch Oberst?»

Professor Carl Schröter in Zürich

ist von der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität München in Anerkennung seiner großen Verdienste um Botanik und Forstwissenschaft zum Doktor der Staatswissenschaften *honoris causa* ernannt worden

«Nein, ihr werdet Brigade-Generale», antwortete der Vicomte ernst. «Bei der letzten Geschichte, die ich mitgemacht habe, haben sie mich zum Generalmajor gemacht. Ich ließ mir übrigens das Gehalt gleich im voraus geben.»

«Mit der Bezahlung hapert es wohl ein bißchen?» fragte James.

«Wieso? Sie meinen, daß Sie das Geld nicht kriegen?»

«Nein, ich meine — können wir das annehmen, ohne die Offizierspositionen in unserer Armee zu riskieren?»

«Kann eine Ente schwimmen?» sagte de Voiza.

«Nehmt, was ihr kriegt, Jungens, und seid dankbar dafür», sagte Billy. «Wenn der alte Chen Chi Mei euch sieht, will er euch vielleicht gar nicht. Wann können wir ihn sprechen?»

«Heute nacht», sagte der Vicomte und sah sich um, ob niemand lauschte. «Wir wollen uns hier treffen und dann zu einer Stelle gehen, wo Chen Chi Mei sein Hauptquartier hat. Er ist dort gelegentlich zu finden, und er wird Ihnen mehr sagen können als ich. Packen Sie die Sachen gleich ein, die Sie brauchen; vielleicht geht es heute abend schon los. Oder ist das zu schnell?»

«Aber nein», sagte Billy. «Es kann losgehen, wenn er will.»

Die beiden andern sahen sich hilflos an. Sie waren zu jedem Abenteuer bereit, aber die wilden Pläne des Vicomte und die Verrücktheit von Billy waren unbekannte Kräfte, mit denen sie nicht rechnen konnten.

«Auf alle Fälle können wir uns ja mal anhören, was uns der Chinese erzählt», sagte Eustace.

«Ja, das schadet nichts», stimmte James zu. «Wir wollen nur recht vorsichtig sein; sonst stehen wir eher vor dem Kriegsgericht, als uns lieb ist.»

«Nein,» unterbrach ihn Billy, «höchstens steckt dein Kopf auf den Torspitzen von Peking neben den andern Rebellen.»

Spät abends trafen sich die vier und brachen auf.

«Dieser Chen Chi Mei,» sagte de Voiza, «ist ein ganz merkwürdiger Mensch; er hat eine Unmenge Geld und in Südchina, wo er lebt, mehr heimlichen Einfluß im kleinen Finger als ein europäischer Obergouverneur in seinem ganzen Leben.»

«Ist es noch weit?» sagte Eustace, der sehr ungern zu Fuß ging und das Gewicht seiner Stiefel zu spüren begann.

«Eine Meile hinter dem Settlement, dem Europäerviertel», sagte der Vicomte. «Und nun hört mal zu, Jungens. Macht euch klar, daß zwischen dem Settlement und draußen ein Unterschied ist. Drinnen herrscht das europäische Gesetz; draußen hat der Chinamann was zu sagen, und wenn es einen Tumult gibt, schicken sie keine Forschungsexpedition hinter irgendeinem Europäer her, der dumm genug war, sich mit ihnen einzulassen. Wenn wir mal draußen sind, sind wir ganz auf uns gestellt.»

Gleich darauf suchten sie ihren Weg durch die gewundenen, schlecht riechenden, engen Straßen der Chinesenstadt.

De Voiza schien vollständig mit der Umgebung vertraut zu sein; aber die andern fragten sich, ob sie je den Weg zurückfinden würden.

Sie hatten ein Gefühl, als ob sie von allen Seiten bewacht würden. Gesichter starrten aus dunklen Torwegen und verloschene Fenster auf sie — gelbe, unbewegliche, undeutliche Gesichter. De Voiza machte den Eindruck, als ob er eine neue Aufgabe im Leben erwartete; er spazierte vergnügt mit erhobenem Kopf voran.

«Vielleicht werden wir auch bald an die Front geschickt; dann schlafen wir im Hauptquartier und gehen mit den Truppen morgen vor.»

«Bekommen wir Pferde oder müssen wir laufen?» fragte Eustace.

«Wir reiten natürlich. — Hier ist übrigens der Treffpunkt.»

Sie waren am Ende einer Straße an einen Fluß gekommen, der, soweit im halben Licht zu sehen war, breit dahinfloß. Etwa vierzig Yards von der Küste lag ein kleines, mit Weiden bewachsenes Inselchen, zu dem eine hölzerne Brücke hinüberführte. Auf dem Gipfel der Brücke stand ein Mann. De Voiza ließ die andern warten und ging auf diesen Brückenwächter zu. Die drei Leutnants sahen, wie ein Stahlglanz im Mondlicht aufblitzte. Ohne seinen Schritt zu verlangsamen, sprach de Voiza mit dem Mann in der kehligen Kulissprache. Sofort verbeugte sich der Posten tief; dann winkte de Voiza die andern näher.

Von dem Chinesen geführt, gingen sie über die Brücke und standen in dem Vorgarten eines zweistöckigen Teehauses. Dann wurden sie durch einen Raum, in dem Chinesen langrohrige Pfeifen rauchten und dampfende Teetassen vor sich hatten, über klapperige Stufen in das darüberliegende Zimmer geführt. Mitten in dem Zimmer stand ein großer Schwarzholztisch mit Schüsseln beladen.

«Haben Sie schon einmal ein richtiges Chinesenessen mitgemacht?» fragte der Vicomte. Die drei Leutnants verneinten.

«Gut, dann seid ihr hier gerade richtig. Die beste Küche der Welt; nur seid damit vorsichtig.» Und der Vicomte zeigte auf eine mit einer weißen, wasserhellen Flüssigkeit gefüllte Karaffe.

«Was ist das?» fragte Billy und schnüffelte an der Flasche. «Whisky?»

«Nein, Samsui — ein chinesischer Alkohol und sehr stark. Aber wo ist denn unser Gastgeber? Ah, da kommt er!»

Und ein Chinese in einem langen blauen, kostbar gestickten Rock erschien in der Tür. Er verbeugte sich würdevoll vor de Voiza und sagte in fließendem Englisch:

«Ich bin glücklich, daß Sie mein armes Haus mit Ihrer Gegenwart beehren.»

De Voiza schüttelte ihm die Hand.

«Darf ich Ihnen meine Freunde vorstellen, General? Das ist Mr. Fraser — General Chen Chi Mei.»

Chen Chi Mei verbeugte sich tief.

Der Vicomte zeigte auf Eustace. «Mr. Appleton — General Chen Chi Mei.»

Und nachdem James auf dieselbe feierliche Art vorgestellt war, wandte sich der General an den Vicomte und bat ihn zu Tisch.

James betrachtete den Chinesen genau. Er hatte ein merkwürdiges Gefühl, als ob er ihn vorher gesehen hätte, aber er konnte sich nicht erinnern. Ein Chinese sah wie der andere aus, aber in den durchdringenden Blicken der kleinen Augen und in den schwergebauten Schultern kam ihm irgend etwas bekannt vor. Plötzlich sah James ein langes Halsband von Jade, und wie der Blitz kam ihm die Erinnerung wieder.

Es war Tso, der Jadekaufmann aus Kanton, den er damals im Boa-Vista-Hotel hatte hinausweisen lassen. Aber höchstwahrscheinlich hatte ihn Tso nicht wiedererkannt. Jedenfalls hatte er es sich nicht merken lassen. Schließlich hatten sie sich einmal getroffen, und James gedachte Tso noch an diesem Abend zu prüfen.

Das Mahl begann. Zwei Kellner brachten einen großen Fisch. Dann folgten Vogelnestersuppe und Haifischflossen. Der Vicomte war anscheinend ein Kenner der chinesischen Küche, er handhabte seine Eßstäbchen mit großer Geschicklichkeit und nahm aus den kleineren Tellern auf dem Tisch die verschiedensten Delikatessen, gehacktes Huhn, in Würfeln gebratenes Schweinefleisch, Bohnen und allerlei Gemüse. Chen Chi Mei empfahl seinen Gästen einige Eier, die, wie er versicherte, fünf Jahre in der Erde gelegen hatten. Zu Ehren der Engländer ließ Chen Chi Mei eine Flasche Whisky kommen, aus der er ihnen reichlich eingoß. Er selbst trank Samsui aus einem fingerhutgroßen Gläschen.

Als das Essen beendet war, lehnte sich de Voiza im Stuhl zurück und rieb zum Zeichen seiner Befriedigung seinen Magen. Die anderen, die er auf das unerläßliche Merkmal chinesischer guter Kinderstube aufmerksam gemacht hatte, folgten seinem Beispiel.

Chen Chi Mei klatschte in die Hände, Diener kamen herein, säuberten die Tafel und brachten frische Gläser und Kannen mit Tee.

«Nun können wir sprechen», sagte de Voiza. «Diese drei Herren sind in allen Kriegsdingen erfahren und sind bereit, in Ihre Dienste zu treten.»

Chen Chi Mei flüsterte dem Vicomte etwas ins Ohr.

«Er möchte mich allein sprechen», sagte er zu den Offizieren. «Er wird mir alles sagen, und ich soll es Ihnen wieder sagen. Aber zwei von Ihnen sollen sich fertig machen, um heute früh um drei Uhr mit dem Führer aufzubrechen.

(Fortsetzung folgt.)